

# JULI



## KRITIK IST EIN ARBEITSMITTEL

Die Öffentlichkeit muss sich mit den Sachverhalten des Städtebaus auseinandersetzen und Kritik aus Fachkreisen begrüßen, wenn sie sich eine Meinung bilden will.

VON PETER HEUSLER  
SEITE 32

## FOTOGRAFIEN

VON CHRISTOPH LÜBER  
SEITE 33–35

## FEDERLESEN

Marc Angst, Jarl Olesen und Dieter Schwarz  
über die urbane Zukunft Badens

AUFGEZEICHNET VON  
JACQUELINE BECK  
SEITE 36–39

BILDSCHIRM  
Christine Hunold

SEITE 40–42

TAUCHSIEDER  
Auf der Suche nach  
dem Paradies

VON BRUNO MEIER  
SEITE 42

SPRACHTRAPEZ  
von Beat Gloor

SEITE 43

RADAR  
Auf die Plätze

VON FABIAN FURTER  
SEITE 44–45

HIMMEL & HÖLLE  
Zimmer

VON LIRIDON OBRINJA  
ILLUSTRATION  
VON ISABEL PETERHANS  
SEITE 46–47

EXIL / LOG  
Thomas Hochstrasser  
aus Berlin

SEITE 48

STADTLABOR BADEN  
Hinweis auf Podiumstrilogie

SEITE 49

## BAUEN UND BADEN

In Baden wird gebaut. Lindenareal, Schulhausplatz, Bäderquartier, Kurtheater, Royal, Postareal sind die gegenwärtigen und zukünftigen Baustellen. Hier formieren sich neue Stadtbilder. Doch was läuft da eigentlich genau? Entwickelt sich die Stadt nach einem übergeordneten Plan, oder werden Immobilien aneinandergebaut in einem belanglosen Sammelsurium von Stilen, als Fassaden und Einzelobjekte, die niemandem wehtun wollen und gerade deshalb schmerzen?

Was sich deutlich zeigt: Stadtentwicklung ist immer eine Herausforderung, ein Abwägen von Denkmalschutz und städtebaulicher Neuordnung, Strassenbau und Lärmschutz, Lebensqualität und Finanzierbarkeit, wirtschaftlichen und sozialen Erfordernissen. Gehen uns die städtebaulichen Entwicklungen etwas an? Raumplanung – das meinen die Vertreter/innen des «Stadtlabor Baden», die ungefragt Themen zu Städtebau und Stadtplanung in Baden aufgreifen – gehe uns alle an. Wir haben das Recht auf Stadt. Wir sind die Stadt. Die Bevölkerung solle mitreden. Fachleute müssten sich mehr einmischen. Auch Architektinnen und Architekten, die insbesondere in der Postmoderne ein ausgeprägtes architektonischen Verständnis der Stadt entwickelt haben und in den letzten Jahren zusehends zur Seite gedrängt wurden.

Spätestens in der Mitte des 20. Jahrhunderts setzte sich die Wichtigkeit des architektonischen Erinnerns durch. Die Stadtplanung fordert seither das Bewusstsein, dass unsere Vergangenheit in den alten Mauern und Fundamenten steckt. Gleichzeitig sind urbane Räume mehr auf Progression ausgerichtet als auf Konservierung. Um die Historie auch in Zukunft erlebbar zu machen, muss sich neue Architektur auf die bestehende abstimmen. Investoren hingegen begründen den Häuserabriss mit geringeren Kosten gegenüber einer Sanierung. Doch auch Renovationen lassen Mietzinsen steigen und führen dazu, dass sozial durchmischte Stadtteile nach einer Immobilienaufwertung den Gutbetuchten überlassen werden, die aus der öffentlichen Stadt eine Private City machen. Gentrifizierung heisst das neue Schlagwort: Regierungen werden zu reinen Moderatoren in einem Prozess, in dem die Investoren ihre Interessen durchsetzen und für Firmen und steuertechnisch interessante Bevölkerungsgruppen attraktive Geschäfts- und Wohnstandorte schaffen, die nach Feierabend ausgestorben wirken, was zur sozialen Homogenisierung und Kommerzialisierung der Innenstädte führt. Gute Nacht schon um acht!

Baden soll eine zukunfts-gewandte Stadt werden, verdichtet, urbaner, im Sinne von lebendiger. Schöner. Diskutieren Sie mit an der Podiumstrilogie Stadtlabor Baden, die am 12. März im Royal beginnt.

Andrina Jörg, Madeleine Rey, Redaktion

# KRITIK IST EIN ARBEITSMITTEL

VON PETER HEUSLER

Planer/innen hören von Laien oft folgende Aussage: Es fehle ihnen an Kompetenz, zu planerischen Streitfragen eine Aussage zu machen. Der Sachverhalt sei zu komplex, man verstehe (leider) nicht genug vom Fach, um entsprechend urteilen zu können.

Öffentliche Informationen über planerische Tätigkeiten sind in unserer Medienwelt allgegenwärtig: Wir lesen über gewonnene Wettbewerbe, geplante Projekte und kommende Abstimmungsvorlagen. Häufig befassten sich Berichte mit zeitlichen Verzögerungen, Kostenüberschreitungen oder Problemen bei der Auftragsvergabe. Die den Berichterstattungen beiliegende Bilderflut, meist in Form ansprechender 3D-Visualisierungen, verschieben die Diskussion auf eine formalistische Ebene.

Spätestens nach der Vollendung des Projekts sehen wir uns der gebauten Realität gegenübergestellt. Da steht es nun, das Neue, fertig: unverrückbar. Ob wir es nun gut finden, scheint häufig in Überforderung zu münden. Ob es einem nun gefällt oder nicht, kann zwar persönlich beurteilt werden. Ist es nun aber Geschmacksache, oder lässt sich das Gesehene objektiv beurteilen?

Max Frisch brachte bereits 1954 das Problem in seiner Schrift «achtung: die schweiz» wie folgt auf den Punkt: «Warum haben wir übrigens keine Architekturkritik? Warum nicht? Jedes andere Schaffen ist der öffentlichen Kritik unterworfen, ob Musik, Malerei, Skulptur oder Literatur. Aber nicht die Architektur, obschon gerade sie eine öffentliche Angelegenheit ersten Ranges ist. Um eine konstruktive Kritik üben zu können, sollte man etwas vom Fach verstehen.»

«Die Schweiz hat eine ganze Anzahl begabter und lebendiger Architekten. Warum schweigen sie als Kritiker vor der Öffentlichkeit? Die Öffentlichkeit ist hilflos; sie weiss kaum, nach welchen Gesichtspunkten sie die Architektur beurteilen sollte, und kann dennoch nicht umhin, Millionen und Millionen zu geben, wir brauchen ja Schulhäuser, Brücken, Krankenhäuser und so weiter.»

Tatsächlich ist das Verständnis für planerische Arbeit eine Bedingung, um konstruktive Aussagen oder Kritik ausführen zu können. Fachverständnis ist aber nicht zwingend professionell tätigen Planerinnen und Planern vorbehalten, bedingt aber einen Einblick in den Diskurs, wie es beispielsweise auch in der Politik unerlässlich ist, die unterschiedlichen Standpunkte erkennen und beurteilen zu können.

Sehr selten äussern sich Planer/innen in der Öffentlichkeit kritisch zu aktuellen Projekten, obschon gerade solche Äusserungen viel zum Verständnis der Materie und der nötigen Meinungsbildung beizutragen hätten. Kritik zu üben, ist immer eine äusserst heikle Aufgabe: Das Risiko, missverstanden zu werden, muss der wahrgenommenen gesellschaftlichen Verantwortung gegenübergestellt werden.

Frisch schrieb weiter: «Soll es einer versuchen, ein Architekt – er wird in seiner Stadt nicht mehr viel bauen, dafür Zeit haben zu denken, wie gefährlich es für eine Stadt ist, keine lebendige Architekturkritik zu haben.» Es bleibt dabei: Der Entscheid, zu Sachverhalten zu schweigen, ist der sicherste Weg.

Man täuscht sich aber in der Annahme, der Architekturdiskurs sei nicht lebendig. Er verschiebt sich lediglich aus der öffentlichen Kenntnis. Planer/innen treffen sich am «Stammtisch» und es wird geredet, verglichen, erzählt und kritisiert. An Podiumsdiskussionen und ähnlichen Veranstaltungen kommen Vertreter/innen diverser Auffassungen und Berufsgattungen zu Wort, die Fachpresse berichtet zuverlässig über die entsprechenden Inhalte. Aber die Öffentlichkeit hat keinen tiefen Einblick in den Fachdiskurs. Mit Kritik umzugehen, wird entsprechend erschwert.

Letztendlich stehen wir alle in der Pflicht: Insbesondere Planer/innen müssen sich äussern, das sind sie der Gesellschaft schuldig. Die Öffentlichkeit muss sich mit den Sachverhalten auseinandersetzen und Kritik aus Fachkreisen begrüssen, wenn sie sich eine Meinung bilden will. Und die Medien müssen Planungsprozesse früh aufgreifen und thematisieren, bevor die gesetzten Bilder eine Diskussion verunmöglichen. Die öffentlichen Aussagen der meisten Planer/innen stehen auch in dieser Konsequenz: Gefordert werden transparente Verfahren bei der Auftragsvergabe, offene, anonyme Wettbewerbe und vor allem: früher Einbezug der Öffentlichkeit mittels partizipativer Verfahren. Möglichst vor den Projektentwicklungen, Gestaltungsplänen und Visualisierungen, damit die Kritik einer Verhinderung nicht gleichgestellt wird.

Peter Heusler ist Architekt. Er lebt und arbeitet in Lenzburg.

Max Frisch. aachtung: die schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat. 1954. Zitiert nach: Max Frisch. Gesammelte Werke. Band III. Suhrkamp Verlag. 1976. S. 304.



Umbau Schlossbergplatz 2009



Neubebauung Kunstgütli-Areal 2009



Migrosüberbauung an der Bahnhofstrasse 1983

#### Planungsränder, 2014

Der Fotograf und Architekt Christoph Lüber lebt und arbeitet in Baden. In seiner aktuellen Arbeit durchquert er den öffentlichen Raum, vorbei an Plätzen, Wegen und Gebäuden. Da, wo das Neue nicht ins Bestehende passt oder keine überzeugende Lösung für ein Weiterführen des öffentlichen Raums gefunden wurde, trifft er auf allerlei Hindernisse. Mit Blick auf Badens identitätsbildende Bauten steht er fragend zwischen Tafeln, Pollern, Pfosten und Stolpersteinen.

*Welches sind aus Ihrer Sicht die grössten städtebaulichen Herausforderungen, mit denen Baden derzeit konfrontiert ist?*

**JARL OLESEN** Als Leiter der Abteilung Planung und Bau beschäftigt mich bereits das Jahr 2035: Der Kanton rechnet bis dahin mit einem Bevölkerungswachstum von 35 000 Personen in der Region und 4000 Personen in der Stadt Baden. Es gibt nur noch wenige freie Flächen, die bebaut werden können. Somit muss der Zunahme an Einwohnern und Arbeitsplätzen mit Verdichtung begegnet werden. Wir bereiten nun eine Gesamtrevision der Baunutzungsordnung vor, in deren Rahmen auch die bestehenden Zonierungen hinterfragt werden.

*Marc Angst, für Sie als Städteplaner ist Verdichtung ebenfalls ein wichtiges Thema.*

**MARC ANGST** Mich treibt die Frage um, welche Qualität Verdichtung erhält. Ich meine damit nicht primär eine architektonische, sondern eine Alltagsqualität: Was bedeutet Verdichtung für die Menschen, die damit konfrontiert sind? Nicht nur in Baden stelle ich fest, dass sich Verdichtung derzeit eher als Provinzialisierung entpuppt: Man spricht zwar immer von Urbanität, aber eigentlich führt Verdichtung oft zu einer Ent-Dichtung. Es gibt mehr Volumen, mehr Bauten, oft aber weniger Menschen und eine uniformere Nutzung.

*Wie sieht diese Einheitlichkeit in Ihren Augen aus?*

**MARC ANGST** In den Innenstädten, aber auch in den Vororten beobachte ich das immer gleiche einfältige Konzept: In den Erdgeschossen ist das Gewerbe angesiedelt, in den oberen Stockwerken liegen die Wohnungen. Die Gebäude stehen in keinem klaren Bezug zum öffentlichen Raum. Gerade vor meiner Haustür befindet sich das Heimgartner-Areal an der Mellingerstrasse: Da ist man sich nicht sicher, welche Ausprägung der Strassenraum

# MARC ANGST, JARL OLESEN UND DIETER SCHWARZ ÜBER DIE URBANE ZUKUNFT BADENS

NACHGEFRAGT UND AUFGEZEICHNET  
VON JACQUELINE BECK

künftig haben soll. Im Erdgeschoss gibt es eine Kinderkrippe, davor eine Autovorfahrt. Auf der Hinterseite liegen Einfahrten zu Tiefgaragen. Darüber gibt es zwar Gärten, aber keine Spielplätze.

*Dieter Schwarz, teilen Sie als Architekt die Einschätzung, dass immer wieder das gleiche «einfältige Konzept» zur Anwendung kommt?*

**DIETER SCHWARZ** Ich teile sie mehrheitlich, bin aber nicht einverstanden mit der Kritik an der Erdgeschossnutzung. Grundsätzlich halte ich gewerbliche Nutzungen im Parterre für richtig, denn im städtischen Kontext ist es eine Unmöglichkeit, da zu wohnen. Für die Qualität des Strassenraums ist u. a. entscheidend, in welchem Bezug die Innen- und Aussenräume zueinander stehen. Vielfach wird einfach nur fragmentierte und schlechte Architektur aneinandergereiht.

**JARL OLESEN** Eine Stadt lebt davon, dass unterschiedliche Nutzungen auf kleinstem Raum nebeneinander funktionieren. Diesem Ziel sollte die Stadt Baden folgen, denn das ist Urbanität.

Die Stadtsoziologin Saskia Sassen zeigte am Winterthur Urban Forum im November, wie Verdichtung eben nicht aussehen sollte: Riesige Gebäude mit Monokulturen, die entweder nur der Arbeit, dem Gewerbe oder dem Wohnen gewidmet sind. Ich glaube, das ist der Tod einer Stadt. Grösse ist aber nicht per se schlecht. In der Geschichte des Städtebaus hat es immer wieder Massstabänderungen gegeben – auch weil Neubauten teuer sind. Schlecht wird es erst, wenn Monokulturen entstehen, die gewachsene und funktionierende Strukturen zerstören. Die Ausprägung einer Stadt definieren wir durch die Nutzung.

*Gibt es Beispiele von Verdichtung, die Sie für gelungen halten?*

**JARL OLESEN** Für mich ist die Sanierung des Coop-City-Gebäudes am Bahnhof Baden ein gelungenes Beispiel. Ursprünglich wollte die Bauherrschaft oberhalb des Supermarktes Büroräumlichkeiten anlegen. Die Stadt jedoch pochte auf Wohnungen, weil es dem politischen Willen entspricht, dass der Wohnanteil auch in der Innenstadt erhalten bleibt.

Die Bauherrschaft haderte mit dieser Entscheidung. Doch dann kippte der Markt – und plötzlich entschieden sich die Grundeigentümer doch für Wohnungen.

**MARC ANGST** Vielfalt sollte nicht nur innerhalb eines Gebäudes, sondern auch im Nebeneinander der Bauten entstehen. Bei Neubauten steuert vor allem der Grundstückspreis die Nutzung. Vielfalt kann man fördern, indem man auf unterschiedliche Gebäudealter achtet. Wenn alte Bauten erhalten bleiben, ermöglichen sie auch an zentraler Lage wertschöpfungsintensive Nutzungen von Kulturbetrieben oder Läden, die keine hohen Mieten bezahlen können. Das ist aber stark vom Willen der Eigentümerin abhängig. Man kann niemandem vorschreiben, er dürfe sein Haus nicht abreißen und ein neues bauen. Aber man muss zu solchen Lösungen anregen und bei grösseren Vorhaben einen Ausgleich anstreben. Das Merker-Areal ist diesbezüglich ein Glücksfall für Baden.

**DIETER SCHWARZ** Das Merker-Areal zeigt aber auch, dass es sehr wohl eine Differenzierung zwischen Wohn- und Arbeitszonen geben darf. Im alten Teil wird meines Wissens nicht gewohnt, sondern nur gearbeitet. Die Qualität der Gebäude liegt in ihrer alten Substanz und der starken, geschlossenen Form. Ganz im Gegensatz etwa zur Mellingerstrasse, wo ein Haus neben dem andern steht. Wir sollten vermehrt in Zeilen und Blockrandfragmenten bauen, so wie man es in vielen europäischen Städten im 19. Jahrhundert tat.

*Was zeichnet diese Blockrandbauten aus?*

**DIETER SCHWARZ** Sie sind geschlossen um einen Innenhof gebaut, was einen hohen Grad an Raumdefinition im Strassen- wie auch im Hofraum mit sich bringt. Zudem sind sie – ihrer Zeit entsprechend – architektonisch sorgfältig gestaltet, was eine Grundvoraussetzung für Identität und dauerhaftes Bestehen ist. Grosse und

hohe Räume bringen eine gewisse Nutzungsneutralität mit sich: Sie können nicht nur als Wohnung, sondern auch als Atelier, Café oder Arztpraxis genutzt werden. Siedlungen aus den 1950er- und 1960er-Jahren haben demgegenüber kleine Räume, und alle Wände sind tragend. Man kann sie nicht sich verändernden Raum- und Nutzungsvorstellungen anpassen. Im internationalen Kontext werden diese Bauten nach 40 bis 50 Jahren abgebrochen, sobald die Fassade und die Haustechnik verbraucht sind. Das ist pure Verschwendung. Das Ziel muss sein, nicht nur mit planerischen Mitteln eine Verdichtung und Durchmischung zu erreichen, sondern durch die Bauweise auch umnutzungsfähige Strukturen zur Anwendung zu bringen. Gebäude mit langem Lebenszyklus sind eine extrem wichtige Voraussetzung für Nachhaltigkeit.

**MARC ANGST** Interessanterweise gibt es in Dietikon hinter dem Bahnhof seit zwei Jahren ein Blockrandquartier. Ich glaube, das ist ein Konzept, das funktioniert. Wenn ich an Zürich Nord, die Umgebung des Bahnhofs Affoltern oder Seebach denke: Da wird Stadtrand von der übelsten Sorte produziert. Es sind zwar architektonisch interessante Siedlungen, doch sie haben keine adaptierbare Grundanlage, um je städtisches Zentrum zu werden.

**DIETER SCHWARZ** Es gibt mutige Beispiele, etwa das Richti-Areal in Wallisellen, das ähnlich wie die Blockrand-siedlung in Dietikon zwar insular dasteht, in sich aber städtische Räume entwickelt. Der Novartis-Campus in Basel ist ein anderes Beispiel. Vielleicht ist das ein guter Hinweis für die Gesamtrevision der Baunutzungsordnung in Baden. Wir sollten versuchen, das städtische Gewebe weiter in die Aussenbezirke zu ziehen.

**JARL OLESEN** Das wird sich entlang der Hauptverkehrsachsen so entwickeln. Das Vorstadtgebiet sieht in 30 Jahren anders aus, davon bin ich überzeugt. Städte verändern sich ständig. Das urbane Nebeneinander unterschiedlicher

Nutzungen erfordert einen Gebäudetyp, der dies leisten kann.

**MARC ANGST** In vielen Städten jedoch ist das Phänomen zu beobachten, dass die Baumasse zwar zunimmt, gleichzeitig aber weniger Menschen auf mehr Raum leben. Die Stadt Baden hält in ihrem Planungsbericht fest, dass das durchschnittliche Haushaltseinkommen in der Stadt weit über dem kantonalen und nationalen Durchschnitt liegt. Es siedeln mehrheitlich Personen an, die sich viel Fläche leisten können. So wird Verdichtung zu Verdrängung.

**JARL OLESEN** In der Schweiz gibt es einen enormen Verschleiss an Quadratmetern pro Einwohnerin. Noch kann man sich das leisten. In grösseren Städten dreht sich die Entwicklung aber bereits. Wer weiss, vielleicht leben wir in 50 Jahren wie in Tokio, wo ganz wenig Platz pro Kopf zur Verfügung steht. Mit der Wohnbaustiftung, die die Stadt initiiert hat, soll günstiger Wohnraum innerhalb der Stadt gesichert werden.

*Wenn sich Städte verändern, ist häufig auch Widerstand damit verbunden. Wie könnte die Öffentlichkeit vermehrt in Fragen der städtebaulichen Entwicklung einbezogen werden?*

**JARL OLESEN** Es gibt ganz unterschiedliche Planungskulturen. In der Schweiz herrscht die Erwartungshaltung vor, dass die Behörde ausgereifte Vorschläge präsentiert. Ich habe jedoch auch lange Zeit in Holland gelebt: Da geht man mit einem Projekt viel früher in die Öffentlichkeit und entwickelt es im Gespräch mit der Bevölkerung weiter. Das halte ich für einen erfolgversprechenden Weg. Wenn wir nun in die Gesamtrevision gehen, sollten wir uns nicht scheuen, unfertige Produkte zur Diskussion zu stellen. Es ist eine Leistung unserer Gesellschaft, wenn wir gemeinsame Visionen entwickeln können, wie die Stadt in Zukunft aussehen soll.

*Wie könnte dieser Prozess konkret funktionieren?*

**JARL OLESEN** Ich stelle mir Workshops vor, in denen wir die Wünsche und Bilder der Bevölkerung abholen. Wir sollten keine Angst vor Ansprüchen haben, denn die Leute werden relativ rasch merken, wie unterschiedlich die Bilder sein können, und dass es nicht so einfach ist, eine Stadt zu bauen. In dieser Reibung muss etwas entstehen: keine faulen Kompromisse, sondern ein Commitment, Teil dieser Stadt zu sein und sich einzubringen.

**MARC ANGST** Das klingt gut, ist aber auch sehr anspruchsvoll. Ich lebe nun seit acht Jahren in Baden und habe das Gefühl, wahnsinnig auf der Hut sein zu müssen, um nichts zu verpassen. Das raumplanerische Gutachten für höhere Bauten im Zentrum ist an mir vorbeigezogen, ebenso das Hochhauskonzept. Es finden kaum Diskussionen statt. Die Stadt schlägt mit vielen einzelnen Baustellen Nägel ein, die dann für lange Zeit Gültigkeit haben.

**DIETER SCHWARZ** Und wir sind immerhin noch Fachleute! Am Normalbürger zieht das noch viel mehr vorbei. Es ist ein sehr anspruchsvoller Prozess, die Leute mit einzubeziehen, ohne Fachwissen vorauszusetzen.

**JARL OLESEN** Es ist nicht so, dass unsere Konzepte vollständig an der Öffentlichkeit vorbeigeschleust werden. Es besteht eine fachliche und politische Diskussion, die Vorlagen entstehen unter Einbezug der Kommissionen und des Einwohnerrats. Es stimmt aber, dass die Bevölkerung mehrheitlich aussen vor bleibt. Mit der Gesamtrevision der Baunutzungsordnung können wir das nicht mehr so handhaben, das wäre falsch. Es wird um viel Grundsätzlicheres gehen als bei den letzten Teilrevisionen. Die Gesamtschau betrifft alle, und wir müssen alle mitnehmen. Es wird weniger Widerstände geben, wenn die Bevölkerung von Anfang an in die Überlegungen einbezogen wird.

**MARC ANGST** Ein vielversprechender Weg ist auch der Einbezug der Bevölkerung als Akteurin in Einzelprojekten. Menschen, die sich zusammentun und Mehrwert für die Allgemeinheit schaffen, wie am Hahnrainweg im Trottomundos, im Trudelhaus, im Royal, oder auch im Biergarten – um nur einige zu nennen. Diese Akteure müssen an den Arealentwicklungen teilhaben können. Ich beobachte, dass die Lebendigkeit der Stadt im lokalen Engagement entsteht.

*Ist das Frustrationspotenzial in solchen Prozessen nicht trotzdem gross? Auch wenn die Einwohner involviert sind, wird es etwa aufgrund von wirtschaftlichen Zwängen Restriktionen geben.*

**DIETER SCHWARZ** Es gibt immer Restriktionen und unterschiedliche Anspruchsgruppen. Die Kunst ist es, die Ordnung so robust – mit grossen Maschenweiten in jeder Hinsicht – auszustatten, dass stets Spielraum bleibt hinsichtlich der Nutzung, aber auch hinsichtlich der architektonischen Diversität. Es muss einige wenige starke Determinanten bezüglich der Bauweise geben, innerhalb deren sehr vieles möglich ist.

**MARC ANGST** Entscheidend sind zwei-erlei Dinge: Wie man mit den Leuten spricht und wie man ihre Interessen wahrnimmt. An einem Podium im letzten Juni ergriff mich ein kalter Schauer, als eine ältere Dame ihre Sorgen äusserte und sie von Fachleuten auf dem Podium in einem ziemlich radikalen Ton weggeputzt wurde: «Wir wissen schon, was gut ist.» Ich glaube, für die meisten Menschen ist die Dichte oder das Erscheinungsbild alleine nicht das, was die Alltagsqualität prägt. Es kann einem etwas gefallen oder nicht, aber viel entscheidender ist doch, was in den Gebäuden passiert. Dass mittlerweile 5000 Personen ihre Unterschrift gegen den Abbruch des Kino Royal gesetzt haben, liegt nicht nur am Kulturbetrieb, sondern an der Wahrnehmung, dass uns die Stadt in ihren Alltagsqualitäten

entgleitet. In der Badstrasse gibt es kaum noch eine Beiz, und als ich letzte Woche A3-Papier kaufen wollte, habe ich anstelle der Papeterie einen Handyshop vorgefunden. Mich treibt die Frage um, wie wir in Zukunft zusammen mit den Eigentümern sicherstellen können, dass Alltagsqualitäten, Freiraum und Identität, wie man sie in einem Royal erlebt, möglich bleiben.

**JARL OLESEN** Für das Steuern der Laddennutzungen fehlt uns tatsächlich ein Instrument. Ich kenne kein Beispiel, das zeigt, wie eine solche Steuerung gelingen kann. Mir persönlich ist es ein Anliegen, dass der öffentliche Raum nicht privatisiert wird. Denn die Nutzung der öffentlichen Plätze ist fast noch wichtiger als die der einzelnen Gebäude. Mit der Verdichtung leben wir näher beieinander, da sind Freiräume wichtig. Wenn du, Marc, aber sagst, du fühlst dich an der Badstrasse nicht wohl, dann mag das für dich stimmen. Am Wochenende oder an einem schönen Abend ist das Bild aber ein anderes, da halten sich viele Leute in dieser Strasse auf. Weil sie da sind, haben die Grundstücke auch diesen Wert, sind die Mieten so hoch und siedeln die entsprechenden Läden an.

**DIETER SCHWARZ** Ich hätte auch lieber ein paar zusätzliche Beizen in der Badstrasse. Es ist aber völlig richtig: Man kann das kaum steuern. Es gibt neben dem Kulturbürgertum, an dem wir teilhaben, einfach auch Leute, die am Samstag gerne shoppen gehen. Die Monokultur ist grässlich, aber sie fusst auf der freien Wirtschaftsordnung. Man erkennt das in jeder Stadt der Welt. An den meistfrequentierten Orten setzen sich mehr und mehr die internationalen Ketten durch. Für uns mag das dröge sein, doch es bildet eine Wirklichkeit ab.

**MARC ANGST** Interessant ist die Frage, wie wir damit umgehen. Wie können wir die Ungleichheit auffangen? Natürlich betrifft es den grossen Teil der Menschen, die mit einer Badstrasse zufrieden sind, nicht. Das sind aber meist auch Personen, die von auswärts

kommen und die Stadt abends wieder verlassen. Sie ist nicht ihr primärer Lebensraum. Henri Lefebvre spricht in diesem Zusammenhang vom «Recht auf Stadt». Wie weit darf sich ein Zentrum entmischen, bis es seine Zentralität verliert? Zentralität ist ein Nebeneinander von Verschiedenem, sie macht die Lebendigkeit einer Stadt aus. Sicher gibt es viele Leute, die einkaufen wollen, aber es gibt auch viele, die das anders wahrnehmen, und das ist nicht nur das Bildungsbürgertum. Die Stadt muss Qualitäten für alle schaffen. Ähnliche Menschen bringen keine Stadt zustande, wie Aristoteles schon sagte.

**JARL OLESEN** Die Stadt hat aufgrund eines Postulats eine Erhebung zum Ladenmix gemacht. Das Bild, das wir geprägt von der Badstrasse haben,

hat sich nicht ganz bestätigt. Es gibt nach wie vor relativ viel lokales Gewerbe. Die teuren Lagen konzentrieren sich auf einige wenige Strassen. Eine Parallelstrasse weiter sieht es schon anders aus.

**MARC ANGST** Baden hat den Vorteil, dass es nicht so gross ist. Ich bin gespannt, was sich mit dem Werkk und dem Nordportal verändert in der Wahrnehmung der Stadt. Bis jetzt liegen diese Orte noch jenseits, irgendwo. Es fehlt Baden Nord an Nutzungsdichte und Vielfalt.

**JARL OLESEN** Es ist für mich aber auch falsch gedacht, wenn man dieses Gebiet nicht zum Zentrum zählt. Baden Nord mag noch ein wenig die verbotene Stadt sein. Doch es entstehen neue Wohnungen da, und für junge

Leute ist es schon viel mehr Teil der Stadt, weil sie dort jeden Tag zur Schule gehen.

**MARC ANGST** Trotzdem ist es ein sensibler Bereich. Wie weit dürfen die wertschöpfungsintensiven Nutzungen an den Rand verdrängt werden? Wo hört in der Wahrnehmung der Nutzerinnen die Innenstadt auf?

**DIETER SCHWARZ** Die Verdrängung ist zum Teil ein gegebener Prozess. Wer weiss, was dereinst auf dem Demuth-Areal beim ehemaligen Bahnhof Oberstadt passieren wird, das heute brachliegt? Mein erstes Büro hatte ich auf dem Oederlin-Areal, dem Paradebeispiel einer Brache. Es gab zwar mehrere Neubaupläne, doch mit der Zeit merkten die Eigentümer, dass sie mit niedrigen Mieten gutes Geld einnehmen können, ohne viel investieren zu müssen. Die Brache ist Urgrund eines Lebens und eines Klimas, die durch nichts zu ersetzen ist. Wenn die Brache nicht mehr brachliegt, verschwindet auch diese Art von Leben.

**MARC ANGST** Zum Glück gibt es immer wieder genügend Brüche im Prozess der Stadtentwicklung, sodass plötzlich an einem unerwarteten Ort wie dem Demuth-Areal alternative Nutzungsformen möglich werden. Man darf aber nicht darauf zählen, dass dieser Glücksfall eintritt. Es war schon schwierig, mit dem Werkk einen neuen Standort fürs Merkker zu finden. Wenn das nächste Lokal im Industriegebiet Neuenhofs liegt, ist es definitiv nicht mehr zentral.

**JARL OLESEN** Vielleicht wäre das dann der richtige Zeitpunkt, um noch einmal über eine Fusion mit Neuenhof nachzudenken!

Marc Angst ist Städteplaner in Zürich. Er arbeitet in einem Büro für improvisierten Städtebau.

Jarl Olesen ist Leiter der Abteilung Planung und Bau in Baden.

Dieter Schwarz ist selbstständiger Architekt in Zürich und Vorstandsmitglied des Aargauer Heimatschutzes.

Jacqueline Beck, freie Kulturjournalistin.







# HORIZONTE

Mehr als 1000 Horizonte hat die Bildende Künstlerin Christine Hunold von 2004 bis 2012 während ihrer Reisen und Auslandsaufenthalte fotografiert. Diesige Aufsichten aufs Meer, stürzende Wolken in menschenleere Strassenzeilen, surreal sich in der Ferne verlierende Architekturen und flirrende Blicke in die Wüste scheinen die Bilder zu dokumentieren. Eine innere Qualität des Raums, etwas traumhaft Irreales, Modellartiges und Künstliches durchdringen die Aufnahmen. Proportionen sind verschoben und Volumen, Formen und Materialien nicht zu identifizieren. Doch unsere Erwartungen trüben die Sicht: Abgelichtet ist nicht Wasser und was wir sonst an Grossem zu sehen glauben. Abgelichtet sind profane Gebäudefasaden. Christine Hunold hat in Megacities, Gentrifizierungszentren, urbanen Randzonen oder Shrinking Cities ihre Kamera an Häuserwände gehalten und gegen den Himmel fotografiert. Mit einer kleinen Drehung der Perspektive hebt sie die Wahrnehmung aus den Angeln. Dabei freigesetzt wird Raum für eigene, auch utopische Vorstellungen. Schemen von Erinnerungem und Bekanntgeglaubtem formieren sich zu Luftschlössern mit spektakulärer Umgebung. Die Optik der Kamera rahmt das, was sich sonst an den Rändern unserer Aufmerksamkeit befindet, und überträgt das Periphere des Blicks in unsere horizontal geprägte Erfahrung. Neue Peripherie entsteht: Menschenleer und unbevölkert sind die Landschaften. Die Arbeit der Künstlerin könnte als Metapher verstanden werden: Der Raum, in dem wir leben, wird immer unbewohnbarer und artifizieller. Er nimmt mehr und mehr eine Ästhetik an, wie es die Bilder suggerieren. Vielleicht macht es bald keinen Unterschied mehr, ob wir im Disneyland, in der inszenierten Stadt oder in der global durchgängig gestalteten Natur unterwegs sind. Und es ist anzunehmen, dass weitere technologische Möglichkeiten in der Zukunft unvorhersehbare Perspektiven und neue Kippmomente provozieren werden.

Christine Hunold (\*1959) lebt und arbeitet in Berlin und Zürich. Die fotografische Arbeit «Horizonte» wurde im Frühjahr 2004 in der Schweizer Botschaft Berlin und seither in verschiedenen Ausstellungen gezeigt sowie von öffentlichen und privaten Sammlungen angekauft. Auch in Baden.



Kreuzweg\_5966, Baden, 2008

Fotografie, Pigmentdruck auf Hahnemühle PhotoRag  
Büttenpapier, 120 x 180 cm

## AUF DER SUCHE NACH DEM PARADIES

VON BRUNO MEIER

Paradiesquelle heisst einer der schwefelg riechenden Quellaufstösse im Soussol des alten Hotels Ochsen, am Ort, wo in den letzten Jahren anlässlich der Bauuntersuchungen ein Gemeinschaftsbad aus der Zeit um 1300 identifiziert worden ist. Das Paradies auf Erden gefunden zu haben, vermeinte der italienische Humanist Poggio Bracciolini, als er im Jahr 1416 während eines Ausflugs vom Konzil von Konstanz die Bäder von Baden besuchte. Wenn man heute auf dem grossen heissen Stein mitten auf dem Kurplatz steht, der Abdeckung der grössten Thermalquelle, ist es schwer nachzuvollziehen, was so paradiesisch an diesem Ort sein soll. Der Blick richtet sich auf die Front des ehemaligen Flaggschiffs der Kurhotellerie, den Verena Hof, mit geschlossenen Fensterläden, von denen die Farbe abblättert. Gegenüber der in die Jahre gekommene schöne Sichtbetonbau des Architekten Otto Glaus, der baufällig der Spitzhacke zum Opfer fallen soll. Einzig beim Eintritt ins Hotel Blume lässt sich noch in eine Vorstellung von Paradies abtauchen. Plätscherndes Wasser, zwitschernde Vögel, leicht modriger Geruch.

Und doch: In drei, vier Jahren könnte wieder Leben pulsieren in den alten Gemäuern, so wie sich einst auf dem Bäderplatz Gäste aus aller Herren Länder in offenen Badebecken verlustierten, Frauen sich ihre fruchtbaren Tage erhofften, Männer sich zu Ader liessen. Weit weg, und doch so nah, wenn man den Reisebericht von Michel Montaigne liest oder sich mit dem «Kurgast» von Hermann Hesse auf das Mäuerchen setzt.

Der Abstieg der Bäder von Baden hat vor ziemlich genau 100 Jahren begonnen. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs sind die Gäste ausgeblieben. Und sie sind nach den beiden Kriegen nicht mehr in der grossen Zahl gekommen, wie es der Kurort gebraucht hätte. 1914 hatte die BBC bereits 4000 Arbeiter und Angestellte, das wirtschaftliche Leben pulsierte auf dem Haselfeld, die Bäder sind quasi hinter den Fabrikhallen sinnbildlich aus dem Antlitz der Stadt und auch aus der Wahrnehmung der Bevölkerung verschwunden. Eine jahrzehntelange Entfremdung von Stadt und Bevölkerung macht es heute so schwierig, wieder an die grossen alten Zeiten anknüpfen zu können.

Die Pläne für ein neues Thermalbad, für eine Rehabilitationsklinik und eine neue Hotellerie sind konkret, das Baugesuch soll diesen Frühling eingereicht werden. Dies nach langem Hickhack zwischen Bauherrschaft, Stadt und Kanton, nach Diskussionen um gute oder schlechte Architektur, um Erhaltungswertes und Abbruchreifes, um Grösse und Verkehrsaufkommen. Die Herausforderungen sind nicht nur in den alten Gemäuern selbst gross. Wie können die Bäder topografisch und mental wieder an die Stadt angedockt werden? Wie kann der Motor der einstigen Identitätsmaschine wieder in Gang gesetzt werden, damit Baden wieder zu Recht seinen Namen tragen kann? Setzen wir uns mit den Quellen, unserer Herkunft, auseinander und gestalten daraus die Zukunft. Ad fontes!

Bruno Meier, Historiker und Verleger im Hier und Jetzt Verlag, lebt in Baden. [www.hist.ch](http://www.hist.ch)

Er verfasste ein Plädoyer für die Zukunft der Bäderstadt Baden, das im November 2014 erschienen ist. «achtung bäder» kann via [meier@hist.ch](mailto:meier@hist.ch) bezogen werden.

n∞

In vielen Sprachen lauten die Wörter für **acht** und **Nacht** ähnlich:  
Französisch **huit nuit** Italienisch **otto notte** Englisch **eight night**  
Spanisch **ocho noches** Portugiesisch **oito noite** Rumantsch **otg notg**  
Holländisch **acht nacht** Isländisch **átta nótt** Schwedisch **átta natt**  
Norwegisch **átte natt** Rumänisch **opt noapte** Esperanto **ok nokto**

Die Zeichen für das Konkrete (n wird in der Funktionenlehre zum Zählen verwendet) und für das Abstrakte, Unendliche (liegende Acht) ergänzen sich.

Nach acht ists Nacht – da liegt der Mensch.

# AUF DIE PLÄTZE – EIN SPAZIERGANG DURCH BADENS INNENSTADT

VON FABIAN FURTER

In den diffusen Städteranglisten finden wir Baden stets weit oben. Hier wird scheinbar vieles richtig gemacht. Vieles, aber nicht alles. Denn mit Konsternation hat man im vergangenen Herbst nach Aarau geschickt, als die freundschaftliche Konkurrentin unter den Aargauer Kleinstädten für ihre «qualitätvolle Verdichtung nach innen» den Wakkerpreis eingeehmt hatte. Ausgerechnet Aarau, diese Beamtenstadt! Baden scheint meilenweit davon entfernt zu sein, in die Wakkerpreiskränze zu kommen, zu viel läuft hier städtebaulich auf Mittelmass. Picken wir die Plätze in der Innenstadt heraus und beginnen einen Spaziergang in Baden Nord.

## DER TRAFOPLATZ, EINE TOTGEBURT

Der Trafoplatz ist ein Desaster. Was ist hier schiefgelaufen? Hier, wo zu BBC-Zeiten Hunderte Frauen und Männer aus den Dörfern der Region in der Wicklerei für Hochbetrieb sorgten? Und jetzt? Leere! Leere ist nicht gut für einen Platz. Sie sorgt für Beklemmung. Okay, es gibt eine Ausnahme: Einmal im Jahr, im Herbst, verwandelt ein lokaler Eventanbieter den Platz in ein Tollhaus. Dann, wenn das Partyvolk in albernen Dirndl und Lederhosen zur Badener «Wiesn» (mit Mergelbelag) pilgern und mit ihrem Oktoberfest während ein paar Abende die Anwohner/innen vertreiben. Wie konnte das passieren?

Der Trafoplatz ist ja ein noch junges Produkt aus den Nullerjahren, entworfen von studierten Planern. Die Blitzanalyse ergibt: Dieser Platz ist nicht nur schattig und abgelegen, er wird zu drei Seiten höchst unattraktiv begrenzt: einmal die Rückseite eines Multiplexkinos, einmal die Rückseite einer Eventhalle, einmal die meistbefahrene Transitstrasse im Aargau. Es verbleibt dem Karree eine Front, und das sind private Wohnungen. Man muss sagen, hier wurde fehlplanerisch ganze Leistung vollbracht. Bloss weg von hier.

## WAS IST EIN GUTER PLATZ?

Was ist denn eigentlich aus der Sicht des Flaneurs ein guter Platz? Einfach: Ein durch Bauten klar begrenzter Freiraum, der dem Stadtmenschen durch seine Gestaltung und sein Angebot eine hohe Aufenthaltsqualität bietet. Möglicherweise können nur Menschen schöne Plätze bauen, die den Müsiggang verinnerlicht haben: Unweigerlich kommt mir Italien in den Sinn: Sienas Piazza del Campo! Vicenzas Piazza dei Signori! Dort stimmt alles: Proportionen, Fassaden, Laubengänge, Cafés, alles nicht zu proper, nicht zu schmutzig. Nördlich der Alpen nimmt die Dichte an schönen Plätzen spürbar ab, in der Schweiz sind sie eine Rarität. Doch bleiben wir in Baden, der lebenswerten Kleinstadt im Millionenzürich:

## DER BAHNHOFPLATZ, DER GERINGGESCHÄTZTE

Der Bahnhofplatz ist eigentlich ein ganz gelungenes Stück Stadt der 1960er- und 1970er-Jahre. Zwischen dem Schlund des Metroschops und dem Deckel der Ölrainstrasse entstand diese trapezförmige Fläche im Zeichen der Wachstumseuphorie und wurde mit der Badenfahrt von 1972 gebührend gefeiert. Gewiss, die asphaltierte Oberfläche ist recht lieblos, der letzte Schliff fehlt, dennoch: Ich würde hier gerne verweilen, wäre nur das Angebot etwas vielseitiger. Immerhin: Das Eis in der Pasticceria beim Springbrunnen ist empfehlenswert. Aber es ist ja nicht Glacesaison, und der Kaffee in der Traditions Konditorei gegenüber ist bekanntlich ein Thema für sich. Ich ziehe weiter durch die Badstrasse und biege ab auf den Theaterplatz.

## DER THEATERPLATZ, VIELES STIMMT

Schön hier, eigentlich. Vieles stimmt: Für Badener Verhältnisse ein sonniger Fleck, Aussicht nach Westen, der Platz gefasst mit teils richtig schönen Bauten (Bölsterlihaus mit Buchhandlung Librium), der Belag in sickerfähiger Ausführung. Ich verzeihe den Platzarchitekten die Gestaltung der Parkhausabgänge, die so grobschlächting daherkommen, als seien sie die Fortsetzung der Wehrbauten entlang der Limmatstellung. Warum aber bin ich nie hier? Und warum die anderen Badenerinnen und Badener auch nicht? Wo sind die Strassenmusiker, wo die Liebespaare? Wo die Spaziergängerinnen, wo die Touristen? Das gastronomische Angebot ist vielleicht bescheiden, aber ich glaube, hier sind wir einfach selber schuld. Wäre Baden Italien, würde im Sommer Boccia gespielt, diskutiert und herumgestanden. Schade, ist Baden nicht Italien, denke ich und gehe einen Steinwurf weiter auf den Schlossbergplatz.

## DER SCHLOSSBERGPLATZ, DER MEISTFREQUENTIERTE

Der Schlossbergplatz hat schlimme Zeiten durchlebt: Abertausende Autos, Motorräder und Velos drangsalieren täglich das Herzstück der Altstadt bis zu seiner teilweisen Verkehrsbefreiung 1965. Aber auch danach kehrte die vorneuzeitliche Beschaulichkeit nicht zurück: Mit dem Blinddarm wurde eine stadträumliche Kuriosität geschaffen, die im Rahmen der 2009 erfolgten Sanierung und Umnutzung zwar vom vielen Zementgrau befreit, aber nicht eliminiert werden konnte. Überhaupt beschleicht einen das Gefühl, dass diese Umgestaltung etwas liebevoller möglich gewesen wäre. Gut zwar die räumliche Disposition, aber irgendwie zufällig platziert und unmotiviert diese Pflanzentröge – und wieder dieser Asphalt. Ich stelle mir gar nicht vor, wie lausig der Platz wohl mit einem Belag aus Pflastersteinen wirken würde, und spaziere durch den Stadtturm in Richtung Tiefpunkt meines Rundgangs.

## DER VERKEHRSSCHAOSPLATZ

Von der Weiten Gasse schiele ich en passant auf den Kirchplatz und mache mir ähnliche Gedanken wie auf dem Theaterplatz. Malerisch, dieses Plateau zwischen Sebastianskapelle und Rathausgasse mit der stolzen gotischen Stadtkirche. Kärglich leider das Angebot: Ich kann im Sommer wählen zwischen der Gartenbeiz des Roten Turms und dem Kirchgang. Im Winter verbleibt Zweiteres. Überdies stehen hier Autos herum, man fühlt sich nicht willkommen und geht gleich weiter. Unverhohlen mündet die Weite Gasse in ein Wirrwarr, das den Namen Schulhausplatz trägt. Schon vor 40 Jahren meinte dazu ein Badener Architekt: Bloss aus reiner Sentimentalität würde hier ein Ort noch als Platz bezeichnet, der eigentlich ein Verkehrsknotenpunkt sei. Mit der Verkehrssanierung in den 1960er-Jahren hatte man diesen Ort dem Fortschritt geopfert, er ist seither klinisch tot. Ein Nebeneinander verschiedener städtischer Funktionen ist hier undenkbar, geplant ist mit der angelaufenen Oberflächensanierung für 120 Millionen Franken ein Ausweiten des Untereinanders, wobei sich die Menschen im Untergrund und der Verkehr an der Oberfläche bewegen. Irgendwie unlogisch, konstatiere ich, und kehre um.

## DER CORDULAPLATZ, EINE WIEDERGUTMACHUNG

Auf dem Rückweg streife ich den Cordulaplatz und atme auf. Ich könnte jetzt weiterjammern über den Stadtfrass von Mobilität und technokratischer Raumplanung der Nachkriegszeit, aber nein, hier hat eine Art Wiedergutmachung stattgefunden. Der Cordulaplatz ist eine lauschige, etwas verschlafene Ecke der Altstadt, sehr wohlig sind die räumlichen Proportionen. Dabei missachtet der unaufmerksame Passant, dass die gesamte südliche und östliche Platzfront eine sogenannte «kritische Rekonstruktion» der 1960er-Jahre ist. Ein Tribut an die vier-spurige Autoschneise durch den Schlossberg gleich dahinter. Die Gebäudevolumen hatte man dabei in der kleinteiligen Gliederung belassen, ihnen aber durchaus ein modernes Antlitz verpasst. Diese Art Stadtreparatur wurde von den Wortführern der Moderne oft als verloggen geschmäht, ich empfinde dieses architektonische Mittelmass hier als recht gelungen.

Ich schlendere weiter und frage mich: Haben wir in Baden zu viele Plätze? Wären weniger vielleicht mehr? Machen wir es doch wie Aarau: Qualitätvoll nach innen verdichten, volle Konzentration auf den Theaterplatz. Den Trafoplatz können wir dabei ersatzlos streichen und das Oktoberfest in den Kurpark verlegen.

Fabian Furter lebt in Baden. Er ist freischaffender Historiker und Partner der Firma imRaum für Ausstellungen und Texte.

[www.imraum.ch](http://www.imraum.ch)



# ZIMMER

VON LIRIDON OBRINJA

Ein Zimmer ohne Fenster und Türen.  
Ein Zimmer, das nicht unbedingt meinem Geschmack entspricht.  
Ein Zimmer, das so grässlich aussieht, dass die Besucher,  
die man eingeladen hat, die Flucht ergreifen.  
Ein Zimmer voll von Leere und Luft, die einen umgibt, wenn man es betritt.  
Ein Zimmer, das leicht betretbar ist.  
Ein Zimmer, das nicht mit der Zeit mithält.  
Ein Zimmer, das einem nie das Gefühl gibt, zu Hause zu sein.  
Ein Zimmer, das den Besuchern keinen Tee serviert,  
sondern Wasser, das von der Decke kommt.  
Ein Zimmer, das sich mit der Zeit rot färbt.  
Ein Zimmer, das der Action Paroli bietet.  
Ein Zimmer, das andere Ziele verfolgt.  
Ein Zimmer, höher als alle anderen.  
Ein Zimmer, das einem nicht den optimalen Schutz bietet.  
Ein Zimmer, das vier Wände hat und (k)eine Decke.  
Ein Zimmer, hmm ... ja, ich glaube, es ist ein Zimmer.  
Ein Zimmer, das vielleicht einen anderen Namen verdient.  
Ein Zimmer mit Aussicht auf den Himmel.  
Ein Zimmer mit kleiner Grundfläche und grossem Volumen.  
Ein Zimmer für die Grossen.  
Ein Zimmer ohne Bad.  
Ein Zimmer, das vor Spray-Attacken keine Angst hat.  
Ein Zimmer, das vor Möbelstücken sehr wohl Angst hat.  
Ein Zimmer, in dem man nicht gerne schläft.

Und trotzdem;  
es ist ein Zimmer wie kein anderes,  
ein Unikat.

Liridon Obrinja, \*1992, ehemals Kantonsschule Wettingen, wird dieses Jahr sein Wirtschaftsstudium an der Uni Zürich beginnen. Er lebt in Spreitenbach.

Den Text gab er beim Schreibwettbewerb, den die Stiftung Kulturweg Baden-Wettingen-Neuenhof an den Aargauer Kantonschulen ausschrieb, ein, und gewann den 2. Preis. Die Ausschreibung lautete, über eine Skulptur des Kulturwegs einen eigenen Text zu schreiben. Liridon Obrinjas Text bezieht sich auf die gleichnamige Skulptur «Zimmer», Stahlblech, eingelegerter Betonsockel, von Beat Zoderer, die seit 1991 ausgestellt ist. Zusammen mit den weiteren Siegertexten und Texten von namhaften Autorinnen und Autoren aus der Region ist «Zimmer» in der Publikation «Skulpturengedügel und Spaziergangsträumereien» der Stiftung Kulturweg Baden-Wettingen-Neuenhof erschienen. Die Illustratorin Isabel Peterhans erhielt den Text ohne Hinweis auf die Skulptur und liess sich inspirieren.

Die Publikation «Skulpturengedügel und Spaziergangsträumereien» kann für 20 Franken via [www.kulturweg-limmat.ch](http://www.kulturweg-limmat.ch) bestellt oder im Badener Buchhandel, im Historischen Museum, am Empfang im Rathaus Wettingen oder bei Info Baden gekauft werden.

Illustration: Isabel Peterhans  
[www.isabelpeterhans.ch](http://www.isabelpeterhans.ch)

# THOMAS HOCHSTRASSER AUS BERLIN

## WANN KOMMT DER KÖNIG?

### TEMPOREICHE STADT

Ankunft in Berlin um 9.15 Uhr mit dem City Night Line am Bahnhof Zoo. Vorstellungsgespräch um 10.30 Uhr in der Knesebeckstrasse. Begrüssung, Kaffee. Ausbreiten der Diplomarbeit. Handschlag zur Anstellung. Es ist Montag, der 22. Februar 1993.

Zuvor habe ich in der Schweiz ein Jahr lang eine Stelle als Architekt gesucht. Gefunden habe ich eine als Kellner. Die Bau- und Planungsbranche lag in der Schweiz am Boden. In Berlin wurde ich gefragt: «Wann fangen Sie an zu arbeiten, jetzt gleich oder erst am Nachmittag?» «Ääh, ich dachte an April oder Mai.» «Ja, was denn? Warum sind Sie denn JETZT hergekommen? Nein, nein, junger Mann, Sie beginnen heute Nachmittag, morgen Vormittag oder kommenden Montag. Oder aber gar nicht!» So ging das Tempo damals in Berlin, drei Jahre nach der Wende. Wer einen Stift halten konnte, dem wurde ein Stuhl unter den Allerwertesten geschoben. Ich reiste zurück in die Schweiz, verabschiedete mich von meinen Freunden und Kellnerkollegen und reiste acht Tage später nach Berlin zur Arbeit.

### DIE EUPHORIE WAR GROSS

Kleinbüros schossen wie Pilze aus dem Boden. Überall wurde geplant und spekuliert. Es wurden viele Studien für den besseren Verkauf von Liegenschaften und Grundstücken erarbeitet. In den Architekturbüros herrschte Euphorie. Alles schien möglich.

Das Gefühl, «ich bin am Aufbruch beteiligt, ich bin in Berlin!» war grossartig. Es sollte Bahnbrechendes entstehen. Unser Büro lag in der Abbruchliegenschaft Teppich Kibek an der Hardenbergstrasse, direkt gegenüber vom Zoopalast, dem bedeutendsten Kinosaal von (West-)Berlin. Auf dem Potsdamer Platz – wollte sagen Wiese – fand das Mittelalter-Gauklerfest statt. Es war eine riesige, wilde Brache. Bir-

ken, Hasel und Hasen, Niemandland. Eine Fläche, dreimal so gross wie die Altstadt von Baden. Über 120 000 m<sup>2</sup> Bauland. Ein Filetstück mitten in der Stadt. Im Berlin Pavillon an der Strasse des 17. Juni fanden alle paar Wochen Podiumsdiskussionen statt. Da wurde gestritten, was gebaut und wie gebaut werden soll. Was abgerissen und was stehen gelassen werden muss. Und es wurde bis heute sehr viel abgerissen. Im Westen wie im Osten. Eine nachfolgende Generation über die Denkwürdigkeit und den Erhalt dieser unmittelbar zu Ende gehenden Epoche miteinzubeziehen, war unvorstellbar. Alles! Jetzt! Sofort! Wettbewerbsergebnisse wurden ausgestellt: Alexanderplatz, Potsdamer Platz, Friedrichstrasse mit Checkpoint Charlie, Hauptbahnhof, Pariser Platz, Bundeskanzleramt ...

### DIE DDR HAT ES NICHT GEGEBEN

Das Aussenministerium der DDR, gebaut 1967, wurde 1995 abgebrochen. Es lag auf dem Areal, auf dem vor dem Krieg die Bauakademie stand. Ausserdem versperrte es die Sicht auf die Friedrichswerdersche Kirche. Beide von Karl Friedrich Schinkel um 1830 erbaut. Die Abbruchstelle wurde begrünt, bis heute, und in Schinkelplatz umbenannt. Der Palast der Republik, ein Haus des Volkes und wichtiger Teil der deutschen Geschichte, bedeutete der halben Stadt Heimat und Identität. Das Haus wurde 1990 geschlossen, der angrenzende Platz von Marx-Engels-Platz in Schlossplatz umgetauft.

Der Palast war asbestverseucht. Das Internationale Congress Centrum ICC Berlin im Westen der Stadt war es auch. Dieses wurde, hässlich wie es ist, kurzum saniert und wieder betrieben. Der Palast der Republik aber war Inbegriff der DDR, also Symbol des Klassenfeindes und stand mitten in der Stadt. Gegen den Abbruch

wurde demonstriert, es kamen weit über hunderttausend Protestunterschriften zusammen. Geholfen hat das nichts. Helmut war dagegen. Der Abbruch erfolgte 2006. Das Schloss, das Haus der Hohenzollern – also des Adels –, das an dieser Stelle stand, versank 1950 im Boden. Im Krieg zerstört, von den Roten gesprengt. Jetzt darf revanchiert werden.

### EIN JEDER WILL SEIN SCHLOSS

Der Potsdamer Platz wurde verkauft. Nicht an die Landwirtschaft, sondern an Sony und Daimler Benz. Die gaben Gas und sagten, wo die Reise hingehet, nämlich in die Höhe. Die Gestaltung der Retortenstadt wurde weitestgehend von den Investoren bestimmt, nicht von Stadtplanern, nicht von Architekten. Einweihung war 1998. Bahnbrechendes wurde nicht gebaut. Gebaut wurde Mittelmass, wenn überhaupt. Schade, bei diesem Volumen. Die Möglichkeit hätte bestanden.

Am Schlossplatz träumte man vom Schloss. Weil aber Träume Schäume sind, wurde 1993 eine Attrappe im Massstab 1:1 gebaut. Mit viel Gerüst und viel bemaltem Stoff. Wie eine Fata Morgana stand das Schloss nach über sechzig Jahren wieder da. Für manche ein kleines, für andere ein grosses Wunder. Und – die machen ernst! Weil sich Attrappen nicht bewohnen lassen, wird jetzt aktuell das Schloss herausgestampft, mitten in Berlin.

In Potsdam, der Residenzstadt vor Berlin, haben sie es unlängst vorge-macht. Auch dort das Schloss, 1945 zerstört, 1960 gesprengt, 2010 wieder hergezaubert, historisch, neu. Schlossherr – man höre und staune – ist dort der Brandenburger Landtag, das Parlament vom Land Brandenburg. Wann eigentlich kommt der König?

Thomas Hochstrasser baute von 1993 bis 1998 in Berlin mit, danach arbeitete er bei Gigon/Guyer, giuliani.hönger, Stoos Architekten. Er wohnt in Windisch.

STADTLABOR BADEN

# ALLES IMMER ÜBERALL

WAS HEISST SCHON URBAN.

Baden wächst. Und wie! Aber wie? Prognosen künden bis 2035 einen Bevölkerungszuwachs um ein Viertel an. Wo sollen die hin? Hat Verdichten auch mit Verdrängen zu tun? Wie ist die Stadt, in der wir leben wollen? Wer steuert, plant und baut Baden? Diesen Fragen gehen wir in der Podiumstrilogie nach.

Stadtlabor Baden greift ungefragt aktuelle Themen zu Städtebau und Stadtplanung auf, damit es zur notwendigen Diskussion kommt. Organisiert wird es von Marc Angst (Architekt u. Raumplaner), Daniela Dreizler (Architektin), Peter Heusler (Architekt).

TEIL 1  
DO 12. MÄRZ

KULTURBÜHNE ROYAL BADEN,  
BAHNHOFSTRASSE 39, BADEN  
TÜR 19.00 / BEGINN 19.30  
EINTRITT FREI

MITTENDRIN –  
PLANEN AN  
DER BAHNHOFSTRASSE

Mechanismen einer Arealentwicklung: Stadt und Eigentümerin projektieren auf dem Postareal. Dabei prallen zahlreiche Interessen aufeinander. Was wird in Zukunft die Strasse zum Bahnhof prägen? Busterminal, Tor zum Bahnhof, gehobener Wohnraum, Gebäude der Geschichte, engagierte Kulturakteure?

Einführung: Gabriela Barman (Architektin) zur Geschichte von Visionen und Planungen um den Bahnhof Baden. Anschliessend moderierte Diskussion mit Heidi Berger Burger (Architektin u. Raumplanerin), Martin Hofer (Immobilienentwicklungsberater), Jarl Olesen (Abteilungsleiter Planung u. Bau), Hannes Streif (Einwohnerat). Moderation: Tibor Joanelly (Redaktor «werk, bauen + wohnen»). Mit einem Resümee von Patti Basler.

TEIL 2  
DO 16. APRIL

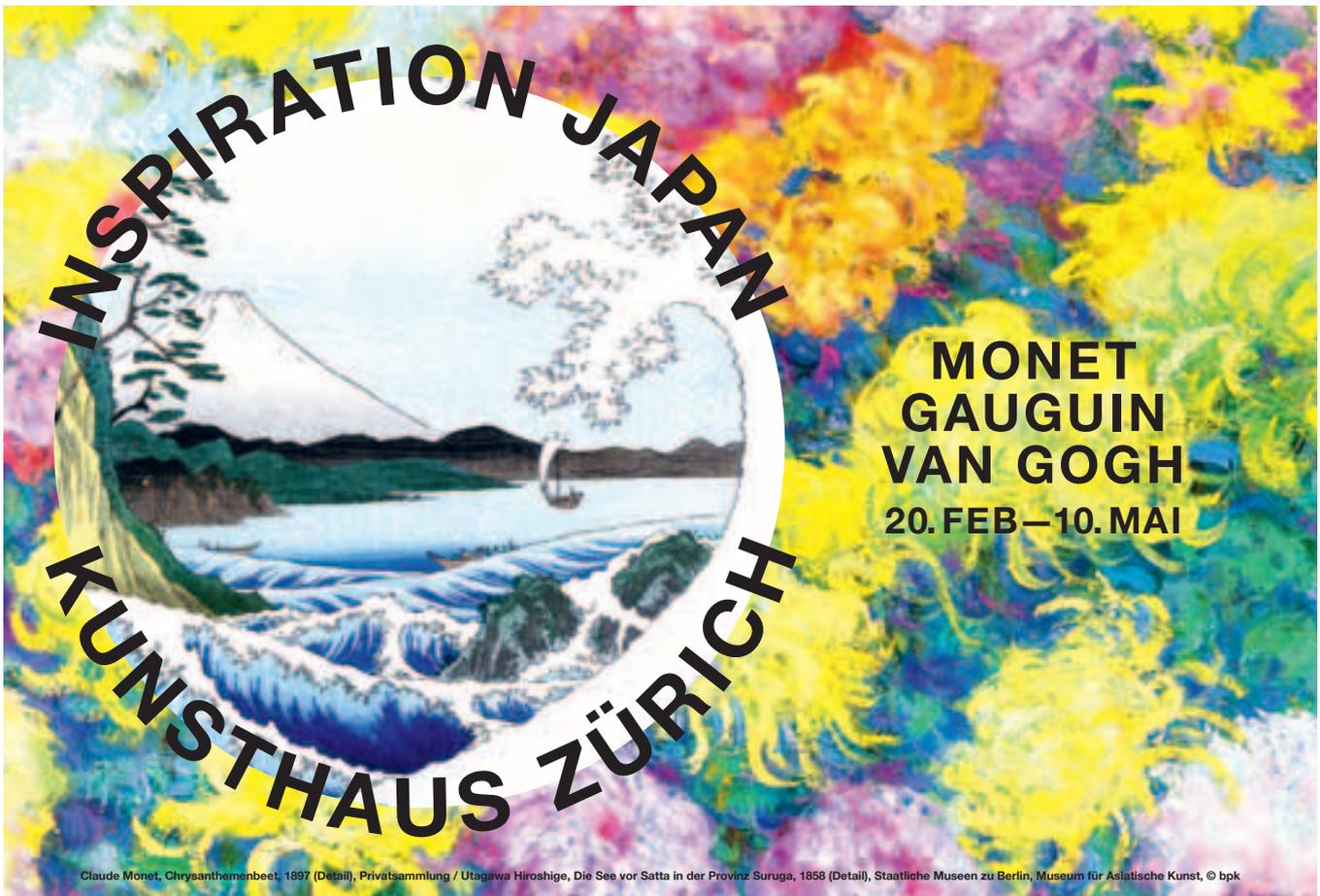
DIE STADT,  
WIE WIR SIE LIEBEN

Was heisst schon urban? Welche Eigenschaften verleihen einer Stadt Ausstrahlung, aber auch Alltagsqualitäten für die Bewohnerinnen und Besucher? Wo fühlt man sich wohl? Was braucht es, um Verdichtung als Qualität zu erleben?

TEIL 3  
MI 13. MAI

NEUE WEGE IN  
DER STADTENTWICKLUNG

Wie lassen sich private Arealüberbauungen für die Stadtentwicklung nutzen? Welche Spielräume für urbane und gemeinnützige Anliegen gibt es? Ein Städtebau-Stammtisch der Zeitschrift «Hochparterre» zu wegweisenden Beispielen und den Lehren für Baden.



Claude Monet, Chrysanthenbeet, 1897 (Detail), Privatsammlung / Utagawa Hiroshige, Die See vor Satta in der Provinz Suruga, 1858 (Detail), Staatliche Museen zu Berlin, Museum für Asiatische Kunst, © bpk

**Bei Energiefragen und Elektroinstallationen gibt es mit uns kein Theater.**



Mit Energie bereit für morgen  
www.swl.ch

 SWL

**Konzerttickets zum Preis eines Busbillets.**



 KulturLegi Aargau

\*Schmales Budget, volles Programm

www.kulturlegi.ch/aargau

CARITAS

# INSPIRATIONS QUARTETT PLUS 2014 / 2015

mit Fritz Huser, instant painting

L. v. Beethoven: Streichquartett op. 132 a-Moll  
F. Mendelssohn-Bartholdy: Streichquartett op. 13 a-Moll

Sonntag, 8. März 2015  
Muri, Refektorium Kloster, 11.00 Uhr  
Zofingen, Kulturhaus West, 17.00 Uhr

Sonntag, 15. März 2015  
Aarau, Aula Alte Kantonsschule, 11.00 Uhr  
Baden, Claquekeller, 17.00 Uhr

ARION Quartett  
Stefan Läderach                      Violine  
Susanne Dubach                      Violine  
Michael Schwendimann              Viola  
Daniel Schaerer                      Violoncello

Eintrittspreise  
Erwachsene                      Fr. 30.–  
SchülerInnen/Studierende      Fr. 10.–

Vorverkauf  
arion.quartett@bluewin.ch

Telefon  
078 795 29 88

Informationen  
www.arion-streichquartett.ch

— ARION —  
Quartett



 effingerhof

 Print

 Interaktiv

 Services

 Verlag

Effingerhof AG  
Storchengasse 15  
5201 Brugg

Telefon 056 460 77 77  
Fax 056 460 77 70  
info@effingerhof.ch  
www.effingerhof.ch

**Geballte Medienkompetenz.**